

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 28

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Tessa Daenzer

Jogging

«Nein», sage ich jeweils verlegen, wenn mich irgendwelche Gutmeiner in eine fulminante Selbsterfahrungsgruppe oder zu einem wundermilden Guru mitschleppen wollen, «nein, keine Zeit.» Ich getraue mich nämlich schon lange nicht mehr, einfach zuzugeben, dass mir dafür das nötige moderne Credo abgeht. Solche Ehrlichkeit würde die Gläubigen verletzen. «Ein gemächlicher Waldspaziergang mit dir, Schwarzgelockte, ist mir Versenkung genug», sagte ich letzten November im Anschluss an ein solches Abwehrmanöver. Die Dame, an welche dieses schlichte Wort gerichtet war, ist eine Berner Sennenhündin von unnachahmlicher Würde. Treulich schaute sie auf und trottete ruhig weiter.

Kurze Zeit später wurde sie

läufig, und hinfort wanderten wir, gesellschaftlichen Zwängen folgend, nur noch im Morgenrauen und auf Schleichwegen durchs Gehölz. Sagte ich «wandern»? Wandern mag des Müllers, aber nicht die Lust einer männchentollen Hundefrau sein. Sie rannte und zog mich hechelnd an der Leine hinter sich her, so dass mir trotz winterlicher Temperaturen warm wurde wie im Sommer. Der Not gehorchend, liess ich bald Mantel und Stiefel weg und raffte zusammen, was sich an geeigneten Klamotten für diesen allmorgendlichen Marathon in den Schränken fand, inklusive eines Paares alter Turnschuhe. Nach gut zwei Wochen war unsere zitierte ruhevolle Versenkung nur noch wehmütige Erinnerung, und wir sahen aus wie Möchtegerjogger: verbissen, zerzaust und nach Luft schnappend. Um mir das Leben zu erschweren, hatten sich die ehemals ebenen Waldwege mit kleinen, gemeinen Steigungen versehen, die ich vorher nie beachtet hatte und die nun meinen Puls hörbar

beschleunigten. Auch empfand ich es als Nachteil, dass der aufgezwungene Sport einfach nichts kostete, nicht einmal Eintritt. Sogar Schnee und Nebel waren gratis. Das beleidigte mein Selbstwertgefühl, und ich konnte nicht umhin, mir einen smarten, eigens für diesen Zweck hergestellten Anzug zu kaufen, nebst einem Paar einwandfreier Joggingsschuhe. Diese erwiesen sich als wahre Retter in der Not, und nach weiteren zwei Wochen war plötzlich ich diejenige, die vorn an der Leine zog.

Die überraschende Wende war beileibe nicht meinem merklich verbesserten Training zuzuschreiben, sondern wiederum meiner teuren vierbeinigen Spurterin, die just zu diesem Zeitpunkt ihre hektische Eile ablegte und beleidigt versuchte, zur würdevollen Promenade zurückzukehren. «Ohne mich», sagte ich ungerührt und fügte bei, der morgendliche, von ihr allein angezettelte Trab beginne mir zu gefallen. Hatte sich nicht meine Pumpe verbessert, mein Chassis gestärkt,

mein Gemüt erhellt, weil ich nun meine psychischen Abfallprodukte im Wald liess, dort, wo er am dunkelsten ist? Kein Zweifel, ich war auf den Hund gekommen! Meine sanfte Schwarzgelockte sah mich verständnisvoll an und schickte sich gehorsam in den Rollentausch.

Unterdessen ist es Sommer geworden, und wir laufen immer noch vergnügt. Auf gut deutsch könnte man uns als mittelprächtiges, antikes Jogging-Team bezeichnen.

Natürlich hatte ich auch eine neue faule Ausrede, als mich letzthin wieder eine Gutmeinerin mitschleppen wollte, diesmal zu einem Meditationskurs. «Keine Zeit», sagte ich treuherzig und fügte bei, dass ich halt nun jeden Morgen fast eine Stunde fürs Jogging brauche. «Oh», sagte sie erfreut, «das ist aktive Meditation; haben Sie das nicht gewusst?» Nein, ich habe nicht. Aber jetzt weiss ich wenigstens, dass man dem gängigen Credo nie und nimmer entkommt – nicht einmal auf stillen Waldwegen.

Angst

Sie haben das Gebärzimmer frisch gestrichen, dunkelgrün. Nur das Gestell, auf dem die wichtigsten Hilfsmittel liegen, ist noch immer schmutziggrau, rot und braun gesprenkelt, je nachdem, ob die Blutflecken von gestern, der letzten Woche oder von vor einem Jahr stammen. «Bringen Sie ein eigenes Leintuch mit, das ist sicherer», hat mir die Hebamme gesagt.

Ich bin privilegiert. Ich durfte mir meine persönliche Hebamme aussuchen für die Geburt im Spital. Ich kann sie auch bezahlen. Sie wird besonders aufpassen. Ich bin Vazaha (Weisse), sie wird kein Risiko eingehen. Ich kann sie jederzeit rufen, Tag oder Nacht. Wir kennen uns. Sie hat meine ganze Schwangerschaft überwacht. Ich bin nicht einfach eine Nummer für sie, wie ich das bei den zwei Geburten in der Schweiz für die entsprechenden Hebammen war.

Seit einem Monat untersucht sie mich jede Woche, und immer meint sie, das Kind komme bald. Und immer noch warte ich. Natürlich, sie könnte ebensogut «morgen» sagen und meinen: «In einem Monat vielleicht». So gut sollte ich die Madegassen nun eigentlich kennen. Warum nur lerne ich nie, wie sie zu denken?

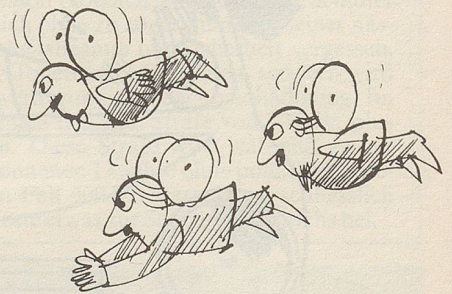
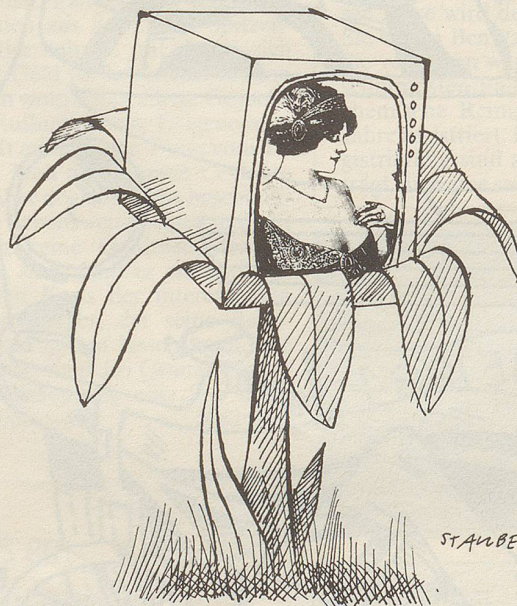
Ich weiss doch: Es ist unhöflich, jemanden zu enttäuschen. Die Hebamme spürt genau, dass ich froh wäre, wenn ich die Geburt möglichst bald hinter mir hätte. Da kann sie doch unmöglich sagen: «Es geht noch mindestens zwei Wochen». Das täte mir weh; zudem werde ich es ja dann wohl oder übel selbst merken.

Habe ich Angst? Ja, ein wenig. Ich gebe es zu: während der ersten Monate der Schwangerschaft war sie sogar beinahe panisch. Freue ich mich auf das

Kind? Ich weiss es nicht, noch immer nicht. Vor ein paar Wochen erlebte ich die Geburt im Traum. Ich war im Spital, spürte Schmerzen, gebar und konnte schliesslich nach Hause gehen. Alles war überstanden. Da merkte ich plötzlich, dass ich das Kind ganz vergessen hatte. Beinahe wäre ich ohne es heimgegangen. Ja, ich hatte es noch nicht einmal gesehen, wusste nicht, ob es ein Bub oder ein Mädchen war.

Es interessierte mich nicht.

Marianne E.



Emanzipation

Dass die Mädchen von heute emanzipiert sind, das steht ausser Zweifel.

Oder ist es etwa kein Zeichen von Emanzipation, wenn man den Saum des Rocks (sprich der Blutschiins) mit Bostitch-Klammern heraufheftet, anstatt ihn mühselig nach Handsgart fein säuberlich zu nähen? Heutige Mädchen kochen den Reis auch nicht mehr mit Wasser wie gewöhnliche Hausfrauen am Herd, sondern mit H₂O. Backen sie gar einen Kuchen und wollen sie ein Ei mehr dazu nehmen, als im Rezept angegeben, sowie den Rest der Zutaten entsprechend erhöhen, berechnen sie die Mengen mitnichten durch einen wahren Dreisatz, wie dies anständige Hausfrauen zu tun pflegen, nein, sie zücken den ominösen Taschenrechner, drücken ei-

nige Tasten und glauben fest, dass der Kuchen gelingt, wenn sie die Zahlen anwenden, die am Taschenrechner aufleuchten. (Und er gelingt auch!)

An den Taschenrechner glauben sie sowieso felsenfest. Sie drücken seine Tasten, deren Sinn mir unverständlich ist, und halten sich an die Resultate, die er mit zittrigen Zahlen ausspuckt. Ja, die Mädchen von heute haben Zukunft. Und da ein wenig Licht genügt, um den Taschenrechner in Funktion zu setzen, müssen sie nicht einmal mehr wissen, wie man die Batterien auswechselt.

Dina

Mein Tick

Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich eingebildet bin – wenigstens ab und zu – und zwar im Sinn von Molières «Eingebildetem Kranken». Dieses Uebel reicht bis weit in meine Kindheit zurück.

Wir besaßen zu Hause ein ebenso voluminöses wie antikes «Doktorbuch». Die altmodische, verschnörkelte Schrift konnte ich zwar noch nicht lesen; die Abbildungen prägen sich mir um so besser ein: vorab der «char des morts» mit den heraushängenden Gliedern der an Pest Gestorbenen. Gleich daneben – und nicht weniger eindrücklich! – einige Detailzeichnungen von Pestkranken mit ihren dunklen «Pestbeulen». Meine Mutter musste mir die schauerlichen Szenen auf den alten Stichen wieder und wieder erläutern.

Ich war damals ein Wildfang und hatte die Beine immer mit einigen blauviolettten Beulen verziert. Wen wundert es da, dass ich mich eines Tages – bar aller Hoffnung auf Genesung – mit «Pest» ins Bett legte? Dass meine Mutter den Ernst der Lage trotz meiner tränenreichen Hinweise auf die Abbildungen im Doktorbuch nicht kapierten wollte, dass sie mit einem Lächeln und der Erklärung, die Beulen kämen vom Hinfallen (was ich als plumpes Täuschungsmanöver ansah), über die Tragödie hinwegging, habe ich ihr bis heute nicht so recht verziehen.

Als wir vor mehr als einem Dutzend Jahren mit einem kleinen Kind nach Südamerika zogen, fand ich es angebracht, etwas «Aerztliches» zu kaufen. Das Buch trägt zwar sachlich und modern den Titel «Das grosse Gesundheitsbuch», birgt jedoch für phantasievolle Naturen nicht weniger Gefahren als das altmodische «Doktorbuch». – Ein Beispiel?

Meine Kinder haben Mumps. Eine gefahrlose Sache, sicher, und auch für den Laien leicht zu dia-

gnostizieren – vor allem, wenn alle Kamerädl Mumps gehabt haben! Aber sicherheitshalber will ich nachschlagen. Auf der Suche nach Seite 443 verweile ich jedoch bei der Gastritis. Genau ... genau! Diese Symptome hatte ich akkurat auch, letzte Woche ... Was heisst da letzte Woche: Eben jetzt liegt mir wieder ein Stein im Magen. «... davon oft nur schwer zu unterscheiden ist das Magen-geschwür», lese ich stirnrunzelnd und mit wachsender Besorgnis. «... nicht behandelt, führt es oft zu Magenkrebs ...» Schrecklich, ein solches Ende! Bis ich beim Mumps angelangt bin, fühle ich mich schon ganz elend. Glücklicherweise halten mich im Moment die wirklichen Kranken im ersten Stock davon ab, weiterz grubeln.

Auf ähnliche Weise brachte ich auch die Gelbsucht in knapp drei Tagen hinter mich. Als unsere Jüngste daran erkrankte, hatte ich prompt alle Anzeichen auch: Mir war schlecht, schwindlig, mich plagte ein metallener Geschmack im Mund ... Was mich so rasch wieder auf die Beine brachte, war die gutgemeinte Leberdiät meines Mannes: Dreimal täglich fade, ohne Fett gebratene Hamburger und Wasserreis heilen auch die schlimmsten «Eingebildeten» verblüffend rasch!

Ich wollte den «Ratgeber» eigentlich verschenken. Aber erstens hat er mir (für meine Familie) schon gute Dienste geleistet, zweitens hemmt mich wohl eine Art Hassliebe. Im Gesundheitsbuch zu lesen, ist für mich fast so spannend wie die Lektüre eines Krimis – mit dem Unterschied allerdings, dass ausnahmslos ich das Opfer bin! Ursula Wenger

Wo fehlt's?

Ein Kapitel für sich innerhalb der deutschen Grammatik sind die Trennregeln. Ein Griff zum Duden hilft (in 99 Prozent der Fälle) aus dem Dilemma. Probleme stellen sich besonders bei der heutigen Art der Textverarbeitung ... Seit ich weiss, dass der Mann des Jahres 1983, Herr Computer, auf richtiges Trennen der Wörter programmiert werden kann, stören mich Wortungetüme wie die folgenden noch mehr:

Nichts-ehende
offenb-art
Telefo-nanrufe
Tage-seltern.

Frage: Versagt hier das Sprachempfinden des «Mannes 1983» oder des Programmierers – oder fällt der Ausgabenposten «Für einen Duden der deutschen Rechtschreibung» den allgemeinen Sparmassnahmen zum Opfer? Hanni Gerhard



Fräulein oder Frau?

Ich bin schon mehr als ein halbes Jahrhundert alt, war nie verheiratet, bin somit auch nicht geschieden oder verwitwet und lebte bis vor einem Jahr mit meiner Mama zusammen – sie natürlich als Frau J. und ich halt eben als Fräulein J. Komplikationen mit der Adresse gab es erst, als diese idiotische Emanzipationswelle mehr und mehr das altvertraute Fräulein wegzuschwemmen begann.

Mich macht das fuchsteufelswild: Warum eigentlich will man uns, die wir mit der Anrede «Fräulein» ja ganz zufrieden sind, ums «Verworgen» die «Frau» aufdrängen? Es ist doch kein Mangel, ledig zu bleiben, wenn's mit dem «richtigen» Mann halt eben nicht geklappt hat! Und wie ist das zum Beispiel mit einem Fräulein Doktor, das seinen Titel selbst erarbeitet hat, im Gegensatz zur Frau Doktor, die den Titel ihres Mannes spazierenführt?

Leider ist meine Mama letztes Jahr gestorben. Seither lebe ich allein. An meinem Wohnort gibt es eine Tante und die Frau eines Cousins gleichen Namens wie ich. Beide sind natürlich Frau J. Was glauben Sie, was das an einem kleineren Ort manchmal für Verwechslungen gibt? Drum ärgert es mich jedesmal, wenn ich um mein «Fräulein» kämpfen muss. Sollen sich doch diejenigen wehren, die, aus welchen Gründen

auch immer, «Frau» genannt sein wollen – ein Wunsch, den ich übrigens durchaus respektiere, aber bitte: Nicht alle «Fräulein» wollen sich partout «umtaufen» lassen! Heidi

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet